



WLADIMIR KAMINER

Rotkäppchen raucht
auf dem Balkon



... und andere
Familiengeschichten

GOLDMANN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Mai 2022

Copyright © 2020 by Wladimir Kaminer

Copyright © dieser Ausgabe 2020

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,

nach einer Konzeption von buxdesign | München

Umschlagillustration: Ruth Botzenhardt

AB · Herstellung: ik

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-49291-6

www.goldmann-verlag.de

Inhalt

Italienische Diät	7
Kaminers im Kulturwahn und drum herum	11
Mutters Geburtstag	16
Der magische Turnschuh des Lebens	22
Leben heißt lernen	29
Mutters Frühstück	34
Frag deine Eltern	38
Die (unendlich) erträgliche Schwierigkeit des Seins	44
Freitag, der 13.	48
Pflegestufen	54
Die Besonderheiten der vietnamesischen Küche	60
Zwölf Weisheiten des großen Meisters Laotse	68
Linke Tochter	75
Diona	82
Polnische Ostsee	87
Kleiner grüner Kaktus	91
Gockel ist weg	97
Mahlers 1. Sinfonie	103
Muttersprache	109

Katzen regieren die Welt	116
Die Stadt der Tugend	122
Die Weltverbesserer	128
Die Märchen der neuen Zeit	135
Das Problem mit den Jahreszeiten	142
Osteuropäische Pflegemigration	149
Die Jägermeister I	157
Die Jägermeister II	163
Deutscher Stollen russischer Prägung	169
Warum liegt hier überall Stroh?	173
Die Ethnologen	178
Jugend forscht	184
Frühlingslieder	190
Die vier Merkmale des Erwachsenwerdens	197
Epilog	202

Italienische Diät

In der ersten Zeit ihres Lebens entsteht bei vielen jungen Menschen der naive Eindruck, sie seien von Vollidioten umzingelt. Sie zweifeln an der Zurechnungsfähigkeit ihrer Eltern, ihrer Lehrer sowie der Regierung und denken, Dummheit regiere die Welt. Dabei sehen sie natürlich nur die Fassade, während ihnen die weit zurückreichende Weisheit der Völker verborgen bleibt. Sie versteckt sich in der Geschichte des Landes, in den alten Volksliedern, die keiner mehr singt, hinter den zweideutigen Sprichwörtern, die niemand versteht. Das erste deutsche Sprichwort, das ich hörte, war eine Warnung: »Hüte dich vor blonden Frauen und Autos, die die Russen bauen.« Was sollte denn das heißen? Zum einen wurden blonde Frauen überall auf der Welt hochgeschätzt; zum anderen mussten meine Landsleute früher jahrelang warten, bis sie ein Auto kaufen konnten. Und jetzt das. Hinter dem Sprichwort steckte eindeutig eine Geschichte, die ich nicht kannte. Anscheinend war hier in Deutschland eine Blondine mit einem russischen Auto heftig unterwegs gewesen und hatte das Bewusstsein des deutschen Volkes krass verändert.

Meine deutschen Freunde fragten mich oft, welches geheime Wissen in der weitverbreiteten russischen Volksweisheit *Baba s vosu kabile legche* steckt. Das sagen die Russen zu jedem Anlass und oft auch ganz ohne. Direkt ins Deutsche übersetzt würde der Satz frauenfeindlich klingen, er heißt nämlich so viel wie: »Wenn du merkst, dass deine Stute langsam wird, schubs schnell deine Frau von der Kutsche.« Das ist aber nicht so gemeint. Bei russischen Weisheiten steckt hinter dem oberflächlichen Unsinn immer ein zweiter Sinn, den selbst die Muttersprachler erst verstehen, wenn sie mindestens 200 Gramm Cognac intus haben. Für Außenstehende bleiben diese Weisheiten rätselhaft und hinter der Sprache verborgen. Selbst wenn sie das Vokabular einer Fremdsprache komplett beherrschen, werden sie die Weisheit des Volkes nicht verstehen. Sie steckt nicht in der Grammatik, nicht im Wortschatz oder in der Aussprache, sondern dahinter. Sie ist vergraben in den Pausen zwischen den Wörtern, im Husten und Schweigen der Völker. So hinterhältig sind die Sprachen der Welt, mit Ausnahme des Italienischen. Dort ist die Weisheit offensichtlich und nicht versteckt. Ich wollte schon immer Italienisch lernen, doch zuerst war ich dafür zu faul, dann zu alt und zu faul.

Mit dem Alter fällt es immer schwerer, neue Sprachen zu lernen. Meine Tochter aber hatte Glück. An ihrer Humboldt-Universität dürfen Studenten sämtliche Sprachkurse belegen, sie bekommen dafür sogar Punkte für oberflächliche

oder überfachliche Wahlpflichtbereiche und haben dann bessere Aussichten bei der Studentenjob-Vermittlungszentrale. Meine Tochter weiß das zu schätzen. Sie lernte kurzerhand gleich alle Sprachen, um die Welt besser zu verstehen, und gilt jetzt schon in ihrer Stammkneipe als weise. Sie hatte bereits Französisch und Spanisch, nun ging sie noch in den Kurs für Italienisch. Sie wollte gleich auf dem A2-Level einsteigen, für das sie allerdings einen Aufsatz zum Thema »Wie ich den Sommer verbracht habe« schreiben musste. 180 Wörter auf Italienisch, ohne dass sie irgendwelche Vorkenntnisse besaß. Die einzige Erfahrung, die sie mit dem Italienischen hatte, waren unsere gemeinsamen Familiensessen beim Italiener um die Ecke gegenüber dem Abenteuerspielplatz. Diese Erfahrung setzte meine Tochter für ihren Aufsatz ein:

»Im Sommer sind wir mit den Eltern gelegentlich nach Mallorca oder Ibiza gefahren«, schrieb sie, »aber noch öfter gingen wir einfach zum Italiener Mario gegenüber vom Abenteuerspielplatz. Meine Eltern mögen die italienische Küche sehr. Sie bestellen für die Kinder *crostini misti* und Cola und für sich selbst erst einmal einen *aperitivo*: einen Aperol für Mama, Campari oder Martini für Papa und einen Grappa für die Oma, weil Oma nichts Süßes mag. Dann nehmen sie *vino bianco* für die Mama, *vino rosso* für den Papa und noch einen Grappa für die Oma, weil Oma nichts Kaltes trinkt. Wenn sie fertig sind, nehmen sie einen

Italienische Diät

digestivo: Limoncello für die Mama, Sambuca für den Papa und einen Absacker-Grappa für die Oma, weil Oma nichts Süßes mag und nichts Kaltes trinkt. Danach nehmen sie die Oma und gehen nach Hause.«

Obwohl diese Arbeit mehr nach einem Restaurantbeleg aus zwanzig Jahren italienisch Essen aussah, bekam meine Tochter eine 1 für ihre Arbeit samt der Bemerkung der Lehrerin: »Du hast aber lustige Eltern.« Jetzt müssen wir noch öfter zum Italiener, damit die Tochter ihre Sprachkenntnisse nicht nur auf dem Papier, sondern auch in der Praxis einsetzen kann. Ich halte mich gern an die italienische Diät. Sie ist hart, aber dient einem guten Zweck. Dank ihr gelingt es meiner Tochter vielleicht, als Einzige in unserer Familie die Welt zu verstehen, denn wir verstehen sie nicht. Wir können ihr daher nur dabei helfen. Wie die Italiener sagen: *Chi la sera i pasti gli ha fatti, sta agli altri a lavar i piatti* – wenn einer kocht, müssen die anderen abwaschen.

Kaminers im Kulturwahn und drum herum

Früher wussten die Menschen Massenevents zu schätzen. Ob Revolution, Krieg, Kommunismusaufbau – alle machten mit. Heute passen alle Events, die uns bewegen, auf die Bildschirme von Smartphones. Jeder hat sein ganz individuelles Kulturprogramm mit einem Passwort verschlüsselt, und keiner will es mit anderen teilen. Irgendetwas ist mit uns passiert. Entweder sind die Menschen humaner oder einander gleichgültiger geworden. Niemand will die anderen noch beglücken, belehren oder in Reih und Glied aufstellen, bis auf einige ältere Semester. Meine Mutter zum Beispiel träumt schon seit Langem davon, dass wir als Großfamilie alle zusammen zu einem Konzert gehen. Sie versucht, uns zu jedem Anlass und auch ganz ohne Konzertkarten zu schenken, gegen die wir uns höflich wehren. »Ihr nutzt die hiesige Kulturlandschaft überhaupt nicht!«, regt sich Mama auf.

Sie hält uns für Kulturbanausen und hat damit natürlich recht. Das liegt nicht zuletzt am kulturellen Überangebot dieser Stadt. Berlin hat ein abwechslungsreiches Kulturprogramm, jeden Tag staune ich, was wir verpassen: eine

Stasiaktenausstellung in Hohenschönhausen, ein gastronomisches Streetfood Festival in Kreuzberg mit Schwerpunkt Insekten, einen mehrtägigen internationalen Wettbewerb »Jugend lernt Schlagzeug« – davon meine ich sogar nachts etwas gehört zu haben, obwohl wir nicht in Friedrichshain wohnen. Die Bewohner von Marzahn können ruhiger schlafen, sie haben nur eine Gartenausstellung.

Meine Mutter geht dreimal die Woche in ein Museum, ins Konzert, ins Theater oder in die Philharmonie. »Ich möchte euch einladen, ich kaufe euch jede Karte, egal was sie kostet«, sagt sie immer wieder zu uns. Wir gehen nicht darauf ein. Nur ihr Enkelkind Nicole nahm Omas Angebot einmal an. Sie wollte das Wunder der Unsterblichkeit live sehen. Überall auf der Welt reizt es die Menschen, über die schmale Linie zu schauen, die das Sein vom Nichtsein trennt. In meiner Heimat stehen die Menschen seit beinahe hundert Jahren Schlange vor dem Mausoleum auf dem Roten Platz, um einige Minuten lang einen ausgestopften Mann mit einem roten Bart zu bestaunen. Ich bilde mir ein, die Menschen in der Schlange zu verstehen. Es sind bestimmt starke Gefühle, die sie zu dem Mausoleum treiben: die Angst vor dem eigenen Tod und die Neugier auf die darauffolgende Ewigkeit. Was aber die Menschen alle paar Jahre zu einem sogenannten letzten Konzert der Rolling Stones in Berlin treibt, bleibt mir ein Rätsel. Außerdem liegt der ausgestopfte Mann im Mausoleum für alle

kostenlos da, während die singenden Steine sauteuer sind. Ich glaube sogar, sie sind teurer als alle lebenden Sängerrinnen und Sänger. Für Nicole war es trotzdem ein Traum, diese Band einmal live zu erleben, und meine Mutter beschloss, ihr den Konzertbesuch zum Geschenk zu machen. Allerdings unter einer Bedingung: Sie wollte mitkommen. In meinen Augen war das ein interessantes soziales Experiment, man könnte sogar eine Geschichte darüber schreiben: »Oma und die Rolling Stones in der Waldbühne«.

»Da musst du aber noch durch den Wald, um zu der Veranstaltung zu kommen«, warnten wir sie. Meine Mutter ist ein kulturinteressierter Mensch, aber keine große Läuferin. Sie trägt eine Uhr mit Schrittzähler, die ihr anzeigt, wie viele Schritte sie im Laufe des Tages bereits gemacht hat. In der Regel sind es bis Mittag 43. Das Hauptproblem beim Gehen besteht darin, das Gleichgewicht zu halten. Mit dem Alter merkt man überdeutlich, dass die Erde nirgends gerade, sondern immer rundlich ist. Es geht ständig bergauf und bergab. Das erfordert eine enorme Aufmerksamkeit, eine falsche Bewegung und du landest im Busch. Eine Gehhilfe möchte meine Mutter aber nicht, sie äußert sich abschätzig über all die komischen Omas, die kleine Wagen vor sich herschieben, obwohl die meisten dieser Omas in Wahrheit jünger sind als sie. Nicht einmal einen Stock möchte meine Mutter, höchstens einen Regenschirm, den sie unauffällig als Gehstock benutzt. Das wird ein großer Spaß, ahnten wir.

Am Tag des Konzertes regnete es. Das Enkelkind und die Oma gingen zusammen 800 Meter durch den Wald. Der Regenschirm wurde meiner Mutter gleich am Eingang abgenommen, weil er unter Umständen als gefährliche Waffe dienen konnte. So könnte meine Mutter, wenn ihr ein Song nicht gefiel, den Regenschirm wie einen Speer benutzen und mit einem gezielten Wurf den einen oder anderen Stone vorzeitig ins Rollen bringen.

»Aber dafür bin ich doch viel zu alt und schwach«, verteidigte die Oma ihren Regenschirm vor dem Wachdienst. »Ich könnte ihn niemals so weit schleudern.«

»Das ändert aber nichts«, meinte der Wachdienst.

Nach seiner Security-Logik musste die Oma ja gar nicht selbst werfen, sie könnte stattdessen das Enkelkind bitten, den Wurf für sie zu erledigen. Und das Enkelkind müsste gehorchen, allein schon aus Respekt vor dem Alter.

Die ganze Waldbühne bestand aus miesen Treppen und Stufen aus Stein, die offenbar für einen überdimensionalen Menschen gemacht worden waren. Meine Mutter hasst Treppen grundsätzlich, aber die der Waldbühne widersprachen jeglicher Vorstellung von menschlichem Leben. Es kamen immer mehr Besucher zu dem Konzert, die große Waldbühne schien ausverkauft zu sein. Junge und Alte waren dabei, als wäre die jahrelange Schlange vor dem Mausoleum in Moskau plötzlich durch Zauberkraft hierher versetzt worden. Es donnerte und blitzte am Himmel, als die

Kaminers im Kulturwahn und drum herum

Stones ihren ewigen Altmännergesang über die Unbefriedigtheit des Mannes begannen. »I can't get no satisfaction!«, riefen sie. Das Enkelkind nahm Omas Hand und sprang und sprang und sprang im Takt der Musik.

Nach dem Konzert zeigte die Schrittzähleruhr auf einmal 99 000 – ein Rekord. Als wäre meine Mutter einmal um die Welt gelaufen.

Mutters Geburtstag

»Ich möchte dieses Jahr überhaupt nicht groß feiern, und extra kochen möchte ich auch nicht. Wer kommt, der kommt. Ich kaufe einfach einen der tollen Marmorkuchen aus der Bäckerei Harmonie. Oder vielleicht bringt ja jemand selbst einen Kuchen mit.«

Wir besprachen mit Mama ihren bevorstehenden Geburtstag, und sie war melancholisch gestimmt. »Ich werde achtundachtzig Jahre alt. Wer hätte gedacht, dass ich es so weit bringen würde trotz Krieg, Hunger und Not. Ich glaube, das Auswandern hat mich verjüngt.«

Meine Mutter war mit sechzig aus der Sowjetunion nach Deutschland gekommen und betrachtete diesen Umzug als Beginn eines neuen Lebens. »Wenn es so weitergeht, werde ich womöglich sogar neunzig. Niemand von meinen Freundinnen und Freunden hat das geschafft. Jetzt ist das Wichtigste, sich nicht behexen zu lassen«, meinte meine Mutter. Ich wusste sofort, was sie meinte. Ab einem bestimmten Alter gilt es als schlechtes Omen, seine Geburtstage zu opulent zu feiern. Die Mutter meiner Mutter hatte ihren Sieb-

zigsten in einem kaukasischen Restaurant namens Rioni in Moskau gefeiert, mit Musikkapelle, freier Getränkeauswahl und hauseigenem Feuerspucker. Danach waren das Geburtstagskind und etliche Gäste im Krankenhaus gelandet.

»Ich möchte ganz bescheiden zu Hause bleiben, im kleinen Familienkreis feiern und keine Einladungen verschicken. Allerdings wünsche ich mir schon sehr, dass meine Enkelkinder mich besuchen, und zwar freiwillig – also von allein, nicht von ihren Eltern gezwungen. Sie könnten einfach so vorbeikommen und fragen: ›Hallo Oma, wie geht es dir? Sollen wir dir vielleicht einen Marmorkuchen aus der Bäckerei Harmonie bringen?‹ Sie kommen mich ja sonst nie besuchen.«

»Aber Mama«, sagte ich zu ihr, »das ist leider der normale Lauf der Dinge. Die Jugend ist zu sehr mit sich selbst beschäftigt, sie denkt nicht an die Großeltern. Nirgendwo auf der Welt gehen junge Menschen freiwillig ihre Omas besuchen. So eine Jugend gibt es nicht.«

»Es gibt sehr wohl so eine Jugend«, erwiderte meine Mutter. »Da kenne ich Geschichten ... die von Rotkäppchen zum Beispiel!«

Ich wäre beinahe vom Stuhl gefallen, so unerwartet kam das.

»Liebe Mutti, Rotkäppchen ist eine Märchenfigur, die sich frustrierte Omas ausgedacht und dann den Gebrüdern Grimm ins Ohr geflüstert haben. Du glaubst doch nicht

wirklich, dass das Mädchen mit dem Kuchen freiwillig durch den dunklen Wald zu seiner Oma gegangen ist. Bestimmt wurde sie von ihrer alleinerziehenden Mutter unter Druck gesetzt. Wahrscheinlich hatte die Mutter finanzielle Schwierigkeiten und wollte bei der Oma ein wenig Geld pumpen, weil Omas bekanntlich sehr sparsam leben und immer etwas auf der hohen Kante haben. Nachdem sie sich aber vor Jahren zerstritten hatten, weil die Oma Rotkäppchens Vater nicht leiden konnte, hat sie ihre Tochter losgeschickt. »Hier, nimm den Kuchen und ab zu Oma!«, hat sie gesagt. »Und setz deine rote Kappe auf, damit sie dich überhaupt erkennt.«

Ganz sicher ist es so gewesen. Rotkäppchen hatte bestimmt erstens keine Lust, allein durch den Wald zu laufen, und zweitens noch weniger Lust, das rote Käppchen zu tragen, das völlig aus der Mode war. Nur kleine Kinder und komische Tanten trugen noch rote Käppchen. Aber sie musste sich dem Willen der Mutter beugen, denn sie war minderjährig und hatte kein Mitspracherecht. Außerdem konnte das Mädchen seine eigene Oma nicht einmal von einem Wolf unterscheiden. Was sagt uns das? Das Enkelkind und die Oma hatten einander vorher wahrscheinlich nicht allzu oft gesehen.«

»Ich wünsche mir trotzdem, dass meine Enkel kommen«, bestand meine Mutter auf ihrem altmodisch romantischen Weltbild.

»Mal sehen, was sich machen lässt«, nickte ich knapp. Abends telefonierte ich mit meiner Tochter. Ich näherte mich dem Thema lieber von Weitem.

»Na, Nicole, wie geht es dir, Liebes?«

»Mein Leben ist die Hölle«, meinte sie. »Gestern hatte ich den schlimmsten Tag meines Lebens.«

Sie hatte endlich ihr Seminar in Ethnologie über »Gender und Migration« hinter sich gebracht, in dem es darum ging, dass alle Menschen Migranten waren und sich außerdem jeden Tag ein anderes Geschlecht aussuchen konnten, so wie man im Geschäft neue Hosen anprobierte. Danach hatte meine Tochter drei Stunden Fahrunterricht. Der Fahrlehrer hatte sie gelobt, sie könne inzwischen besser bremsen als ihr Altersdurchschnitt, sie sei geradezu eine geborene Bremserin. Dann war er, ein Kettenraucher, aus dem Auto gestiegen, um eine Zigarette zu rauchen, während Nicole ganz alleine einparken lernen sollte, und zwar richtig nah am Bordstein. Nachdem der Fahrlehrer eine Schachtel Marlboro aufgeraucht hatte, hatte sie es fast geschafft. Abends musste sie fünf Stunden im Prater kellnern, riesige Weihnachtsgänse durch die Gegend schleppen und nachts noch nach Frankfurt an der Oder fahren, weil ihr alter Freund Lucas Geburtstag hatte. Er hatte sie bereits ein halbes Jahr zuvor eingeladen, aber vergessen, ihr mitzuteilen, dass er zwischenzeitlich umgezogen war. Kurzfristig die Einladung abzusagen wäre nicht freundschaftlich gewesen,

also fuhr Nicole nach Frankfurt/Oder und gegen Morgen wieder zurück. Die ganze Zeit tat ihr das linke Ohr weh, weil sie sich die Ohrmuschel hatte piercen lassen, was viel mehr schmerzte als ein Bauchnabelpiercing, da Ohrmuscheln keine Fettschicht haben. Prompt konnte sie nachts nur auf der rechten Seite schlafen. »Sonst geht es mir aber gut«, meinte die Tochter, »alles picobello.«

»Liebe Nicole«, sagte ich, »bald hat deine Oma Geburtstag. Könntest du dir vorstellen, sie zu besuchen und eine halbe Stunde lang Rotkäppchen zu spielen? Den Kuchen gebe ich dir natürlich mit.«

»Und was genau soll ich tun? Soll ich sie wirklich fragen, warum sie so große Ohren hat?« Meine Tochter hielt das für keine gute Idee.

»Nein, das musst du nicht. Du fragst sie nur, wie es ihr geht«, sagte ich.

»Das kann ich machen«, meinte die Tochter, »es wird aber nichts bringen, weil Oma mich nicht hören kann. Jedes Mal, wenn wir uns treffen und ich sie laut grüße, fragt sie im besten Fall nach, was ich gerade gesagt habe. Oma mag ja große Ohren haben, aber hören tut sie mich trotzdem nicht. Sie schaut russische Krimiserien auf voller Lautstärke, sodass die Nachbarn verzweifelt an die Tür klopfen, weil sie denken, in ihrer Wohnung würden wie am Fließband Russen umgebracht. Und selbst wenn sie mich hört, versteht sie mich nicht. Sie fragt dann dich, was ich gerade gesagt